

Zusammenspiel mit biochemischen Analysen von Gefäßkrusten wertvolle Hinweise auf Nutzungsstrategien bei Haustieren in prähistorischer Zeit geben können.

Das vierte Kapitel (S. 165–196) ist dem Thema Jagd in bäuerlichen Gesellschaften gewidmet. Die drei Beiträge behandeln ökologische Implikationen der Jagdpraxis (Jonathan C. Driver / Shaw Badenhorst [S. 165–172]), saisonale Aspekte der Jagd am Beispiel der Gazellenjagd in Abu Hureyra (Carlos Tornero u. a. [S. 173–182]) und die wirtschaftliche Bedeutung der Jagd am Beispiel der mittelneolithischen Siedlung Stragari-Šljivik in Serbien (Haskel J. Greenfield [S. 183–196]).

Das fünfte Kapitel ist mit „Prähistorisches Großbritannien“ überschrieben (S. 197–254). Hier finden sich ganz unterschiedliche Aufsätze, u. a. zur topographischen Situation des bekannten mesolithischen Fundplatzes Star Carr und daraus resultierenden neuen Überlegungen seiner Nutzung (Peter Rowley-Conwy [S. 197–207]), zu den Anfängen der Landwirtschaft in Großbritannien und Irland (Roger Mercer [S. 208–220]), zum Getreideanbau im britischen Neolithikum (Glynis Jones / Amy Bogaard [S. 221–226]) und zur diachronen Entwicklung der Tiernutzung (Mesolithikum bis Bronzezeit) in der Grafschaft Dorset (Mark Maltby [S. 227–230]).

Das letzte Kapitel mit insgesamt fünf Beiträgen beinhaltet vorrangig archäozoologische Studien an Fundmaterialien unterschiedlicher Zeitstellung aus Zypern und vom kontinentalen Europa (S. 255–298). Zwei Aufsätze behandeln neolithische Subsistenzstrategien, und zwar in Tenta, Zypern, (Paul Croft [S. 255–262]) und Vela Špilja, Kroatien (Suzanne E. Pilaar Birch [S. 263–268]). Bei den Tierknochenfunden aus der befestigten eisenzeitlichen Siedlung von Mas Castellare de Pontós (Spanien) stehen soziale Unterschiede im Fleischkonsum zwischen einzelnen Haushalten im Mittelpunkt der Untersuchung (Lidia Colomina [S. 269–278]). Die Nutzung von Tieren im russischen Vyborg in den Jahrhunderten des hohen und späten Mittelalters ist Gegenstand eines Beitrages von Alexei Kasparov (S. 279–290).

Die in guter Qualität gestaltete Gedenkschrift für Anthony J. Legge kann aufgrund der großen Fülle an gut aufbereiteten Informationen zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten archäozoologischer Forschungen jedem zur Lektüre empfohlen werden, der sich für das Verhältnis zwischen Menschen und Tieren in der Vergangenheit interessiert.

D-14195 Berlin
Im Dol 2-6
E-Mail: norbert.benecke@dainst.de

Norbert Benecke
Deutsches Archäologisches Institut
Referat Naturwissenschaften

RICHARD J. CHACON / RUBÉN G. MENDOZA (Hrsg.), Feast, Famine or Fighting? Multiple Pathways to Social Complexity. Studies in Human Ecology and Adaptation Band 8. Springer, New York 2017. € 139,09. ISBN 978-3-319-48401-3. (Hardcover). € 107,09. ISBN 978-3-319-48402-0. (E-Book). 490 Seiten, 41 s/w-Abbildungen, 108 Farbabbildungen.

Der Mensch ist geistig eine Frühgeburt. So banal diese Feststellung klingt, so selten wurde sie konsequent in der archäologischen Forschung zu Ende gedacht (Ausnahmen: z. B. D. M. CARBALLO [Hrsg.], *Cooperation and Collective Action* [Boulder 2012]). Um sich entwickeln zu können, ist er auf andere angewiesen. Dies gilt nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene. Menschen streben deshalb nicht nach Krieg, sondern nach Kooperation. Dennoch können Aggression und Krieg nicht aus dem sozialen Alltag wegdiskutiert werden. Materielle und geistige Deprivation steigern das Aggressionspotential und führen häufig in gewaltvolle Konflikte, im schlimmsten Fall zu Krieg (J. BAUER, *Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt* [München

2011]). Um nachhaltig effiziente Kooperation (auch im wirtschaftlichen Sinne!) zu erzielen (contra N. C. Kim S. 190), eignet sich Krieg sicher nicht. Dieser kurze Vorspann zum neuen, ansprechend bebilderten Sammelband von Richard J. Chacon und Rubén G. Mendoza sei gestattet, um die Perspektive und den Fokus des Buches beurteilen zu können sowie sich der Verantwortung bewusst zu werden, die Wissenschaft hat.

Bereits im Titel haben die Herausgeber die Messlatte sehr hochgelegt, in dem sie implizieren, vielschichtige, verschiedene Wege zu komplexen Sozialstrukturen aufzuzeigen. Im Vorwort kündigen sie an, interdisziplinäre Forschungen aus aller Welt zu präsentieren, wie sich Hierarchien und am Ende Staaten bilden. Sie versprechen (S. 3): „a new understanding of social complexity and inequality“ sowie „groundbreaking findings from all over the world“. Ist dieser Anspruch an sich schon hoch, erscheint er vor dem Hintergrund, dass in den letzten Jahren grundlegend neue Wege aufgezeigt wurden, geradezu provokant (siehe z. B. G. M. FEINMAN / T. D. PRICE [Hrsg.], *Pathways to Power. New Perspectives on the Emergence of Social Inequality* [New York, Heidelberg u. a. 2012]). Dabei lässt der Titel „Feast, Famine or Fighting“ hoffen, dass das Herausgeberduo, das sich bereits seit zehn Jahren durch mehrere gemeinsame Publikationen zu Krieg und brutaler Gewalt in (prä)historischen Staaten Amerikas einen Namen gemacht hat, seinen Fokus weitet. Die Vielzahl der Artikel aus unterschiedlichsten Epochen und Erdteilen illustriert tatsächlich die enorme Vielschichtigkeit und Bandbreite menschlicher Organisationsformen regionaler und überregionaler Gemeinschaften. Dennoch bleibt der Schwerpunkt auf Krieg. Die Multidimensionalität zur Entstehung „komplexer Gesellschaften“ – die Autoren überlassen dem Leser die Definition – zu erklären, bleibt auf weiten Strecken des Buches ein Desiderat. Ziel dieser Rezension ist es nicht, die siebzehn Kapitel im Detail zu referieren, sondern methodische und fachpolitische Aspekte zu besprechen. Nach einer kurzen allgemeinen Bemerkung werden zuerst zwei methodische Aspekte diskutiert, die dann zum dritten, ethischen Bereich führen.

Es steht außer Frage, dass die einzelnen Autoren ausgewiesene Spezialisten auf ihrem Gebiet sind, die sich teilweise über mehrere Jahrzehnte mit ihrem Thema beschäftigt haben. So wäre es anmaßend, sich eine Kritik der einzelnen Beiträge zu erlauben oder gar die in den meisten Fällen umfassenden Daten und beeindruckenden Forschungsergebnisse zu kritisieren. Dies würde nicht zuletzt daran scheitern, dass im Buch – bis auf einige Ausnahmen – kaum Primärdaten publiziert werden. Ein Anspruch, der in einem solchen Überblickswerk auch nicht eingefordert werden kann. Ausnahmen sind die systematischen Artikel von Ludomir R. Lozny über die Entwicklung der frühmittelalterlichen Siedlungen im nordöstlichen Europa (eine Kurzversion seines Buches: L. R. LOZNY, *Prestate Societies in the Northcentral European Plains 600–900 CE* [New York 2013]) und von Paul Roscoe, der 92 Gesellschaften in Papua-Neuguinea vergleicht. Beide Autoren entfernen sich von der monokausalen evolutionären Perspektive und bieten Interpretationsmöglichkeiten sowie mehrgleisige Entwicklungsstränge an, die zu unterschiedlichen hierarchischen Organisationsformen führen. Überzeugend legt Roscoe dar, wie die Zurschaustellung von Prestige-gütern in Gruppen über 50 Personen/km² zum Mittel wurde, erfolgreich Status und Macht zu demonstrieren und zu festigen, ohne dass Krieg notwendig gewesen wäre (S. 217–218). Sein Beitrag ist umso bemerkenswerter, als dass die *Big Men* Papua-Neuguineas lange als Paradebeispiele für Prestigegewinn durch Krieg dienten. Diesen analytischen Tiefgang lassen jedoch einige der Artikel vermissen. Vieles erscheint illustrativ und selektiv. Interpretationen bleiben damit spekulativ und wenig transparent. So fehlt dem Leser z. B. eine systematische Zusammenstellung der figürlichen Darstellungen vom Göbekli Tepe; um die Schlussfolgerungen von Oliver Dietrich und Jens Notroff in ihrem Beitrag „Feasting, social complexity, and the emergence of the Early Neolithic of upper Mesopotamia“ nachvollziehen zu können, wäre dies jedoch hilfreich gewesen (O. Dietrich u. a. S. 91–132 [in Co-Autorenschaft posthum Klaus Schmidt]). Oft verharren die Beiträge auf einer deskriptiven Ebene, während bedeutende Feststellungen unkommentiert bleiben.

Kusimba u. a. erwähnen in ihrer Studie zu Ostafrika nebenbei, dass in der späten Eisenzeit Frauen genauso viel Macht hatten wie Männer (S. 68), und weiter: „by the late thirteenth century, political centralization had developed in south-central Zimbabwe, culminating in the site of Great Zimbabwe“ (S. 77). In welchem kausalen Zusammenhang intensiver überregionaler Handel, Viehzucht und wirtschaftliche Prosperität sowie zunehmende Stratifizierung standen, wird im Detail nicht analysiert.

Der Umgang mit archäologischen und historischen Quellen erfordert vor jeder Interpretation die Frage nach der Entstehung dieser Quellen und ihren Aussagemöglichkeiten. Eine der schwierigsten Hürden archäologischer Forschung, um Kausalitäten zu verstehen, sind dabei Ungenauigkeiten der Datierung oder Unschärfen archäologischer Daten selbst. Kultivierten die frühholozänen Gesellschaften Südostanatoliens nicht doch schon Getreide und hielten Tiere, ohne dass sich dies in der Morphologie der Pflanzen und Tiere äußern würde? Waren die großen Ritualgebäude vom Göbekli Tepe Gemeinschaftsleistungen früher Bauern oder der letzten Jäger und Sammler? Dies ist längst nicht so einfach zu klären und so eindeutig, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Nicht minder verzerrend wirkt die Lückenhaftigkeit historischer und archäologischer Quellen. Das Leben der Menschen besteht nicht nur aus dem, was dargestellt wurde und was die Elite mit ins Grab bekam. Friedensverträge findet man seltener als Waffen. Will man z. B. die nordische Bronzezeit wirklich verstehen, reicht der Blick in die Gräber, Bronzehorte und auf Felsdarstellungen mitnichten. Alle drei Fundkategorien spiegeln Aspekte wider, wie sich eine Gesellschaft sehen, rituell verorten und repräsentiert wissen wollte. Ob der Alltag in der nordischen Bronzezeit wirklich von einer kriegerischen, maritimen Handel betreibenden Elite dominiert und geprägt war, geht aus dem Artikel von Johan Ling und Per Cornell nicht hervor. Hatten diejenigen, die auf See gingen, auch die Macht auf dem Festland? Mittelalterliche Parallelen zu Fernhandel treibenden Gesellschaften lassen das Gegenteil vermuten. Macht besaßen weder Seefahrer noch Krieger, sondern die Organisatoren und diejenigen, die Ressourcen kontrollierten und monopolisierten. Ein Schwert macht nicht zwangsweise jeden zum Krieger, genauso wenig wie ein Dolch am Gürtel oder der Besitz eines Steinbeils *per se* auf eine kriegerische Gesellschaft zurückschließen lässt. Selbst in den scheinbar so kriegerischen *Big-Men*-Gesellschaften Papua-Neuguineas war das Kriterium, ein guter Krieger zu sein, nur eines von vielen, um Prestige zu erlangen. Eindrücklich zeigen dies die Forschungen von Douglas Hayward, der 20 Jahre lang bei den Western Dani gelebt hat (siehe Beitrag von Richard J. Chacon / Douglas Hayward zu „status attainment and collective action“, S. 223–248, insbesondere S. 227, Anm. 4). Das Verhältnis von Prestige- und Propagandasymbolen gegenüber der alltäglichen Praxis hätte in einigen Beiträgen wesentlich differenziertere Analysen verlangt. Anthropologische oder systematische Siedlungsuntersuchungen, die interdisziplinäre Forschung ausmachen, hätten zu einem holistischen und damit vielschichtigeren Bild der untersuchten Gesellschaften beitragen können.

Dies gilt ebenso für die Schwierigkeit, monumentale Architektur zu interpretieren: Wie Gary Feinman in seinem Beitrag zu „large-scale human cooperative networks“ (S. 459–478, insbesondere S. 467–468) scharfsinnig feststellt und wie dies auch Matthew Piscitelli in seinem Beitrag zu frühen Monumentalbauten in Peru überzeugend darlegt (S. 393–415, insbesondere S. 401–406), bedeutet nicht jedes monumentale Bauwerk eine Hierarchisierung der Gesellschaft. Eine quellenkritische, transdisziplinäre, kontextuelle Analyse hätte aufzeigen können, wie schwierig es ist, beginnende Hierarchisierung im Gegensatz zu sozialer Differenzierung nachzuweisen. Gräber und Siedlungen, die dies gestatten würden, hätte es zumindest für das südostanatolische Frühholozän zur Genüge gegeben (siehe hierzu auch die Kritik G. Feinmans S. 467–468; vgl. M. BENZ U. A., *The equality of inequality*. In: H. Meller u. a. [Hrsg.], *Arm und Reich – Zur Ressourcenverteilung*

in prähistorischen Gesellschaften. 8. Mitteldeutscher Archäologentag vom 22. bis 24. Oktober 2015 in Halle. Tagungen Landesmus. Vorgesch. Halle [Saale] 14 [Halle (Saale) 2016] 147–163).

Nicht minder gilt dieser quellenkritische Umgang mit Daten für historische Berichte und Darstellungen (siehe den Beitrag von Nam C. Kim zu Nordvietnam, S. 165–196), in denen sich Herrscher ihrer Schlachten rühmen und Siege über den Feind zu Propagandazwecken oft auf martialische Weise dargestellt werden. Viele Bereiche der alltäglichen Praxis und des gesellschaftlichen Lebens bleiben bei dieser Perspektive und so leider auch im Buch unterbelichtet. Was zum zweiten Punkt der Rezension führt.

Stützt man Forschung allein auf die Darstellungen der Elite – was leider, quellenbedingt, häufig der Fall ist –, ist der Blick in mehrfacher Weise verzerrt. Es fehlt eine kritische Einschätzung, wie viel Macht und Einfluss bestimmte Personen oder Gruppen wirklich hatten, noch lässt sich Schein von Sein immer leicht differenzieren. Erschwerend kommt hinzu: Politik wurde und wird in vielen traditionellen Gesellschaften offiziell von Männern gelenkt und beschrieben. In den allermeisten Fällen sind Männer die Krieger, die ihren Einfluss und ihr Prestige gebührend hervorheben, um ihre Macht zu festigen und zu legitimieren. Damit wird automatisch auch deren Rolle für die Politik in den Vordergrund gerückt.

Dieser Perspektive erlegen, argumentiert N. C. Kim (S. 166) „that the use of coercive power as part of leadership strategies was crucial for the formation, maintenance and durability of institutions and political authority“. Selbst wenn die Relevanz von Zwangsmaßnahmen für Ersteres – die Formierung politischer Autorität – noch empirisch nachweisbar wäre, so war militärisch erzwungenen Staaten selten Dauerhaftigkeit beschert, wenn sich ihre Macht nicht auch auf andere Kriterien als auf militärischen Druck begründete. Eine administrativ effektive Organisation (siehe hierzu auch den theoretischen Beitrag von D. Willer u. a., S. 417–452) sowie wirtschaftliche Grundlagen sind weitaus wichtigere Kriterien. Das erkennt N. C. Kim zwar auch an, wenn er prosperierende Landwirtschaft, religiöse und ideologische Faktoren sowie ein weitreichendes Austauschnetzwerk, Stratifizierung und Bevölkerungswachstum nennt, dennoch wiederholt er gebetsmühlenartig „the universal saliency of violence in understanding human behavior, societies and cultural change“ (S. 171) und nur wenige Seiten weiter: „militarism, warfare and coercive power functioned as a key proximate variable [...] operated as a proximate cause for the centralization of state-like power“ (S. 186–187). Gräben werden *per se* fortifikatorisch interpretiert, Waffen zum Symbol für Krieg. Andere Funktionen werden zu Lippenbekenntnissen, der Fokus auf „Fighting“ dominiert die Interpretation. Diese Überhöhung der Relevanz von Krieg ist aber nicht nur quellenbedingt.

Männliche Dominanz und Perspektive spiegelt sich nicht zuletzt auch bei der Zusammenstellung der Autoren wider: Vier Frauen stehen zwanzig Männern gegenüber. Keine der beteiligten Autorinnen ist Erstautorin: Jennifer Lucido ist Lehrbeauftragte im Department von Rubén Mendoza und Yamilette Chacon hat mit Richard Chacon Feldarbeiten durchgeführt. Pamela Emanuelson war Doktorandin von Emeritus David Willer, dem Erstautor des gemeinsamen Beitrags. Diese institutionsbedingten Hierarchien wirken sich auf die Forschungsentwicklung und auf die Perspektive aus, aus der ein Thema untersucht wird.

Viele der Artikel arbeiten sich am Diktat Robert CARNEIROS ab, der noch 2017 (in: *Chiefdoms. Yesterday and Today* [Clinton Corners, New York, 2017] S. 18) schreiben konnte, dass „Krieg das Mittel darstellte, das es politischen Einheiten erlaubte, immer größer zu werden“ [Übersetzung MB]. Dass der 1927 geborene Anthropologe seine universalistische „Circumscription Theory“ zum Höhepunkt der prozessualistischen und neo-evolutionistischen Forschung in den 1960er Jahren konzipierte (dazu noch unter dem Eindruck eines verheerenden Weltkriegs), wird zwar von

den meisten kritisch angemerkt, den Mut sich von nationalstaatlichen Vorstellungen zu lösen und offene, heterogene Strukturen gleichwertig neben zentral geführten Territorialstaaten anzuerkennen, haben jedoch die wenigsten. Dabei hätte der spannende ethnohistorische Bericht von Jainping Yi über die hochkomplexe Sozialorganisation der Bevölkerungen von Liangshang (S. 133–164) durchaus Anlass geben können, über die westlich geprägte Definition von „Staat“ nachzudenken. Die Volksgruppen der Yi sind heterogen und relativ autonom, sprechen dennoch gemeinsam Recht, haben temporäre funktions- und situationsbedingte, regionale und überregionale Anführer und gliedern sich in hierarchische Klassen. Eine durch Kriege induzierte institutionalisierte gemeinsame Administration sucht man vergeblich. Die Frage liegt auf der Hand, ob nicht territoriales Denken (räumlich und ideologisch) eher Anlass zu Kriegen gab, als dass Kriege die Gründung von Staaten und „komplexer sozialer Organisation“ auslösten.

Darüber hinaus scheint in einigen Artikeln neo-evolutionistisches Denken durch, das Jägern und Sammlern komplexe Organisationsformen abspricht und erst mit der Produktion von Nahrungsmitteln und zunehmender Bevölkerungsdichte dies möglich würde (Dietrich u. a., S. 126; Kusimbe u. a., S. 76; contra Yi, S. 155). Eine differenzierte Betrachtungsweise wäre auch hier angebracht gewesen. So sind manche traditionellen Gesellschaften hochkomplex in ihren über Generationen memorierten Verwandtschaftsstrukturen, während ihre Mythologie im Vergleich zu mancher Jäger- und Sammlergruppe einfach erscheint. Im Gegenzug sind moderne Staatsgebilde vergleichsweise simpel im Hinblick auf verwandtschaftliche Beziehungen, sofern diese nicht komplett durch andere Netzwerke ersetzt sind.

So bleibt der Schluss, dass Korrelationen von Krieg und von „Feasting“ mit der Entstehung „komplexer Gesellschaften“ vielfach nachgewiesen sind. Wie diese Korrelationen jedoch kausal zu erklären sind, ist in den meisten Fällen – und das zeigen insbesondere die ethnologischen und ethnohistorischen Beispiele in diesem Band eindrücklich – auf andere Variablen zurückzuführen. Richard Hansen fasst dies in seinem Beitrag zur Entstehung komplexer Gesellschaften im Mirador Basin, Guatemala, brillant zusammen (S. 305–335). Seine interdisziplinären, über 34 Jahre lang durchgeführten Forschungen an 51 Fundorten der Region zeigen, dass das Erkennen und der verantwortungsvolle Umgang mit natürlichen Ressourcen, gute logistische Systeme, nachhaltige Landwirtschaft, gut funktionierende Kommunikations- und Transportsysteme sowie starke politische, religiöse, soziale oder wirtschaftliche Ideologien weitaus wichtigere Kriterien waren, um soziale Verbundenheit zu schaffen. Und er betont: „[...] threatening military pressure [...] was not a factor in the emergence of complexity, but a symptom of the problems that led to the demise of the social economic and political fabric of the Late Preclassic society in the Mirador Basin“ (S. 326–327). Auch Matthew Piscitelli kommt zu dem Schluss: „[...] a close relationship between religion and politics facilitated the long-term stability that characterizes the pathway to social complexity in the Norte Chico region of Peru“ (S. 409 [ergänzt nach pers. Mitteilung des Autors]). Die Bedeutung überregionaler (ritueller) Zusammenkünfte zeigt sich von der Steinzeit (O. Dietrich u. a.) bis zu den historischen Gemeinschaften Nordamerikas. Wie Richard Wilshusens Beitrag über die Frühzeit der Pueblokulturen deutlich macht, waren die meisten großen *Kivas* der Mesa-Verde-Region älter als die Dörfer selbst (S. 254–256).

„Famine“, das im Titel des Buches als weitere Variable erscheint, wird bis auf den doch sehr groben Überblick von David Anderson und Robert Cook sowie den Beitrag von Rubén Mendoza und Jennifer Lucido nicht diskutiert. Bei Letzteren erscheint Hunger als Faktor nur indirekt: Durch mehrere Vulkanausbrüche seien zahlreiche Menschen zur Migration gezwungen worden – so verkürzt die These – und der Zustrom von Menschen soll mit zur Gründung der multikulturellen „Metropole“ von Tollan / Teotihuacán beigetragen haben.

In seinem Schlusswort führt Gary Feinman die unterschiedlichen Theorien und empirischen Fallbeispiele gekonnt zusammen. Er beschreibt zwei grundlegende Wege zu Hierarchien: Der eine basiere auf interner wirtschaftlicher Prosperität, zunehmender Spezialisierung und Bevölkerungsdichte. Hierbei sind die Herrscher von ihren Untergebenen abhängig. Sie sind *primi inter pares*. Dem stellt er soziale Organisationsformen gegenüber, die auf äußeren Druck oder überregionalen Austausch- oder Handelsnetzwerken basieren, sodass ein Teil der Bevölkerung zu Reichtum, Macht oder Status gelangte. Dass diese Kategorien nur als Pole eines breiten Spektrums gedacht sind, verdeutlichen die vielen Beispiele im Buch. Nachhaltig wirkt Paul Roscoes Erkenntnis, dass nicht offensive Aggression, sondern eher die Verteidigung der eigenen Gruppe (im weitesten Sinne) gegenüber anderen ein wichtiges Kriterium ist, um Zusammenhalt zu stärken. Dies erkennt selbst Robert Carneiro in seinem kurzen Kommentar an (S. 457).

Der eigentliche Schatz des voluminösen Bandes liegt in der gebotenen Vielfalt. So kann sich der Leser selbst ein Bild von der Heterogenität der Wege zu gesellschaftlicher „Komplexität“ machen. Dass die klassischen Beispiele aus dem Nahen Osten und Nordafrika ausgespart sind, erscheint weise in Anbetracht so grundlegender Werke wie z. B. N. YOFFEE, *Myths of the Archaic State. Evolution of the Earliest Cities, States, and Civilizations* (Cambridge 2004). Einige der Beiträge sind wegweisend darin, sich von der evolutionistisch und nationalstaatlich geprägten Perspektive zu lösen und stattdessen Heterogenität, Multikausalität sowie netzwerkartige Strukturen mit mehr oder weniger offenen Grenzen zuzulassen, um die unterschiedlichen Organisationsformen menschlicher Kooperation zu verstehen. Aus wissenschaftsethischer Perspektive und Verantwortungsbewusstsein wäre ein strengerer Review der Artikel, die Krieg noch immer als primäres Element zur Etablierung komplexer Sozialstrukturen propagieren, wünschenswert gewesen. Zumindest hätten Theorien und Hypothesen klarer als solche gekennzeichnet werden müssen. Dies bleibt ein Manko im sonst so reichhaltigen wie anregenden Sammelband.

D-79085 Freiburg
Platz der Universität 3
E-Mail: marion.benz@orient.uni-freiburg.de

Marion Benz
Institut für Vorderasiatische Archäologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

KARINA GRÖMER, The Art of Prehistoric Textile Making. The Development of Craft Traditions and Clothing in Central Europe. Veröffentlichungen der Prähistorischen Abteilung Band 5. Mit Beiträgen von Regina Hofmann-de Keijzer und Helga Rösel-Mautendoerfer. Natural History Museum Vienna, Wien 2016. € 35,-. ISBN 978-3-902421-94-4. X + 534 Seiten mit 243 Abbildungen.

Textilhandwerk und Textilherstellung gehören zu den wichtigsten Künsten der Menschen. Schon in der frühen Vorgeschichte, im Paläolithikum, wurden die ersten Flecht-, Zwirn- und Netztechniken entworfen, die im Neolithikum und während der Bronzezeit um die Weberei erweitert wurden. Diese Techniken werden auch heute noch gebraucht, auch wenn die moderne Technologie weitere Entwicklungen der Textilkunst erlaubte. Das Wissen, wie man nützliche Pflanzen und Tierhaare oder Wolle bearbeitet (zwirnt oder spinnt), um die Fäden zum Flechten, Knüpfen, Weben oder Nähen oder für Netztechniken vorzubereiten, sowie die Art und Weise, Fäden und Stoffe zu färben, zu verzieren und zu nähen, wurde über die Jahrtausende gelehrt und weiterentwickelt. Die prähistorischen Gewebe und Trachten, darunter auch Schuhwerk und Lederprodukte, sind nur selten gut – wenn sie überhaupt konserviert wurden – als archäologisches Fundmaterial erhalten und das nur, wenn besondere Erhaltungsbedingungen vorhanden sind. Konservierung von Textilien ist möglich durch Salz, Eis, Moor oder Wasser; sehr kleine Fragmente werden auch